

---

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**  
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris  
(Institut historique allemand)  
Band 4 (1976)

DOI: 10.11588/fr.1976.0.48660

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

KARL FERDINAND WERNER

25 JAHRE INSTITUT  
FÜR ZEITGESCHICHTE  
Bemerkungen zu einem Jubiläum

Am 17. Oktober 1975 beging das Münchner »Institut für Zeitgeschichte« das erste Vierteljahrhundert seiner Existenz mit einer unpräntösen Feier in den seinen Freunden schon altvertraut gewordenen Räumen seines modernen Instituts- und Archivgebäudes. Ansprachen des Direktors, Professor Dr. Martin Broszat, des Bayerischen Staatsministers für Unterricht und Kultus, Professor Dr. Hans Maier, des Staatssekretärs im Bundesministerium für Forschung und Technologie, Hans-Hilger Haunschild und ein Empfang durch den bayerischen Ministerpräsidenten Alfons Goppel umrahmten den Festvortrag eines Mannes, der mit den Anfängen und dem Wachsen des Instituts ursächlich verbunden ist: Theodor Eschenburg sprach über »Regierung, Bürokratie und Parteien 1945–1949. Ihre Bedeutung für die politische Entwicklung in der Bundesrepublik.« Er zeigte die Bedeutung, die der Wunsch der Besatzungsbehörden, mit einem jeweils verantwortlichen Vertreter der neuinstallierten deutschen Verwaltung allein zu verkehren, ihn allein über ihre Absichten und Kritik zu informieren, für die Ausbildung der starken Stellung der Ministerpräsidenten in den entstehenden »Ländern« gehabt hat, und er erinnerte daran, wie sich dann auch der erste Kanzler, Adenauer, das Monopol der Kontakte mit den maßgebenden Vertretern der drei Siegermächte strikte vorbehielt. Die Bundesrepublik Deutschland, so darf man sagen, kann nicht nur ihre heute viel gerühmte föderative Struktur, sondern auch die Stärke der Exekutive und insbesondere des jeweiligen Regierungschefs auf die besonderen Umstände der ersten Nachkriegsjahre und auf alliierte Maßnahmen zurückführen. Solche Überlegungen und Ergebnisse waren einem Institut höchst angemessen, das, von seinen chronologisch gar nicht auf ein einziges Datum fixierbaren Anfängen her, selbst Produkt und Ausdruck der Entstehung eines demokratischen Staatswesens in Deutschland und des damit verbundenen politischen und auch historischen Bewußtseins ist. Das sichere Gefühl seiner Mitarbeiter, im »IfZ« mehr zu sehen als irgend ein fachwissenschaftliches Institut, fand in der Konzeption der dem Jubiläum gewidmeten und an die Gäste verteilten gehaltvollen Veröffentlichung seinen Ausdruck – eine Konzeption, die mit den einleitenden Worten von Martin Broszat gekennzeichnet sei: »Als wir im Institut vor einigen Monaten über das Jubiläum sprachen, schlug Wolfgang Benz vor, anstelle einer Festschrift voll akademischer Gelehrsamkeit, das Institut zur Diskussion zu stellen und ehemalige Mitarbeiter, wissenschaftliche Kollegen, Autoren, Journalisten und sonstige Freunde zum kritischen Erinnern und zur kritischen Reflexion über das IfZ einzuladen.«<sup>1</sup> Bloße Fachinstitute

<sup>1</sup> »25 Jahre Institut für Zeitgeschichte. Statt einer Festschrift«, Stuttgart (Deutsche Verlags-An-



mögen Festschriften mit Fachliteratur produzieren, das IfZ tut weniger und mehr zugleich, es läßt die politischen und kulturellen Partner seiner Existenz, die Presse, kurz, das »öffentliche Leben«, zu Wort kommen und dokumentiert damit, daß es diesem öffentlichen Leben, wenn auch in einem durchaus wissenschaftlichen Beitrag, angehören will und angehört, und von ihm ernst genommen wird. Ernst genommen gerade auch in der freundschaftlichen Kritik, die man sich erbeten hatte. Denn es ging den Institutsmitgliedern nicht um ein Ausbreiten der Geschichte des Instituts und seiner ja nicht unerheblichen Leistungen,<sup>2</sup> selbst die der kritischen oder humorvollen Erinnerung gewidmeten Seiten zielen auf Besinnung über Grenzen und Gefahren der fachlichen Arbeit, auf die Gegenwart mit ihren Problemen und auf die Zukunft mit ihren Aufgaben. Vier Abschnitte, »Grundsätzliches«, »Anfänge und Entwicklung des Instituts«, »Die öffentliche Wirkung« und »Das Urteil der Fachkollegen« enthalten 20 Beiträge.<sup>3</sup> Unter den Autoren fehlt neben dem Japaner, Amerikaner, Franzosen, Briten, Israeli und Niederländer nicht einmal ein Vertreter der Länder des »Ostblocks«, Professor Dr. György Ránki, vom Institut für Geschichte der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Unter der thematischen Frage »Was ist Zeitgeschichte?«<sup>4</sup> macht er dem IfZ ein wenig den Vorwurf, zumindest die Einschränkung seiner Anerkennung, daß es sich ganz überwiegend »den Umständen der Machtübernahme des Nazismus, der Periode 1925–1934« zugewandt habe, daß seine Studien »vorwiegend von politisch-geschichtlichem Charakter« seien und daß sich »ein gesellschaftlich-geschichtliches Interesse« erst in den letzten Jahren bemerkbar gemacht habe. Etwas vereinfachend meint Ránki, die »soziologische Anschauung er-

---

stalt) 1975, 122 S., dort S. 3f. Prof. BROZAT beschließt sein Vorwort mit den Worten: »Das Nachdenken über den Sinn zeitgeschichtlicher Forschung für die Gesellschaft, die diese ermöglicht, gehört zur ständigen eigenen Tagesarbeit eines Forschungsinstituts. Es bedarf dabei aber der kritischen Mithilfe seiner Freunde. Mit der Veröffentlichung dieses Bandes soll die Einladung hierzu auf alle ausgedehnt werden, die sich davon angesprochen fühlen.« Eine kleine kritische Bemerkung sei uns gleich hier erlaubt; in ihr kommt jenes Interesse an der Institutsarbeit und an der Diskussion ihrer Probleme zum Ausdruck, dem diese Miscelle, im Sinne der Einladung BROZATS, ihre Entstehung verdankt: In der sehr würdigen Feier und im Jubiläumsband wurde der früheren Leiter des IfZ nur wenig gedacht, sieht man von dem verstorbenen Hermann MAU ab, dem Karl Dietrich ERDMANN S. 22–24 schöne Gedenkworte widmet. Gruß und Dank für ihre Leistung seien hier Helmut KRAUSNICK und Paul KLUKE ausgesprochen, in Übereinstimmung mit gewiß zahlreichen Kollegen im In- und Ausland, und mit dem Institut selbst, das in seiner Bescheidenheit diese Seite seiner Selbstdarstellung ausgespart hat.

<sup>2</sup> Der Band enthält allerdings S. 105–117 eine recht detaillierte und instruktive »Chronik des Instituts«. Er verweist im Übrigen S. 119f. auf Literatur, die inzwischen über das IfZ erschienen ist. Aus ihr heben wir hervor H. AUERBACH, Die Gründung des Instituts für Zeitgeschichte, Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 18 (1970) 529–554, und die im Selbstverlag des IfZ erschienene Broschüre »Institut für Zeitgeschichte. Selbstverständnis, Aufgaben und Methoden der Zeitgeschichte (Chronik, Bibliothek, Archiv, Publikationen, Personalien)«, München 1972, 2. Aufl. 1973. Hier werden, für die Zeit bis 1973, über 65 selbständige Veröffentlichungen des Instituts als erschienen oder im Druck befindlich verzeichnet.

<sup>3</sup> Es kann hier nicht auf alle eingegangen werden, wie diese Miscelle auch als Aufforderung verstanden werden will, sich den Band mit seinen knappen, aber lesenswerten Beiträgen zu beschaffen. Eine besondere Erwähnung sei jedoch Walter STRAUSS gewidmet, der S. 30–34 über »Stationen der Entwicklung des Instituts für Zeitgeschichte« berichtet, an denen er, als bayerischer Staatssekretär, so wesentlichen Anteil hatte. Er, der bei der Jubiläumsfeier noch den Dank des Instituts entgegennehmen konnte, ist inzwischen leider verstorben.

<sup>4</sup> S. 10–14.



weitert die *histoire événementielle* oder löst sie ab«, so, als sei alle historische Analyse außerhalb bzw. vor der soziologischen Betrachtungsweise ausschließlich der *histoire événementielle* verhaftet. Wenn er gar von der »sterilen Geschichte der Politik« spricht, verliert er das Maß, und man wird ohne Zynismus feststellen dürfen, daß man sich freilich in Ungarn und einigen anderen Ländern über Politik nicht so frei äußern kann wie in München, so, daß bei begrenztem Diskussionsrahmen Dinge als steril erscheinen können, die es in Wahrheit nicht sind. Politik ist nun einmal das staatliche und öffentliche Leben und zugleich das Ringen um seine Gestaltung – Leben und Lebensgestaltung sind aber das genaue Gegenteil von Sterilität. Aber seien wir gerecht, mit seiner Frage, »ob eine so sehr in der Auffassung des 19. Jahrhunderts wurzelnde staats- und politikzentrische Annäherung zum vollen Verstehen des 20. Jahrhunderts genügt«, meint Ránki eine gewisse Einengung der Fragestellung, die es zweifellos in der deutschen Nachkriegsgeschichtsforschung gegeben hat, und den seither eingetretenen Wandel leugnet unser ungarischer Kollege nicht. Für die Aufnahme dieses Beitrags darf man dankbar sein, schon wegen des folgenden Satzes, der sich in ihm findet: »... daß die Geschichte eines Landes nicht richtig verstanden werden kann, solange sie nur in sich selbst erforscht wird.« Hier wird ein allergischer Punkt der Institutsarbeit berührt, der in mehreren anderen Beiträgen ebenfalls anklingt. Die Forschung im IfZ ist alles andere als »nationalistisch«, ist nicht einmal »nationalbewußt«, aber, fixiert auf die NS-Katastrophe, in Gefahr, sich viel zu ausschließlich auch noch mit den letzten Verästelungen des deutschen Staats- und Volkskörpers, des deutschen Geistes und der deutschen Seele zu beschäftigen. Sie könnte in einer solchen erklärlichen, aber verhängnisvollen Einseitigkeit sich bestätigt fühlen durch das Bestreben eines Teils der sogenannten internationalen Forschung, im arbeitsteiligen Verfahren jeden allein vor seiner eigenen Tür kehren zu lassen und dann, auf Kolloquien etwa, zu vergleichen und zu sehen, was sich aus solcher nationalen Forschung international zusammensetzen läßt. Kein Zweifel kann daran bestehen, daß dies ein Irrweg ist, und es ist ein Kompliment der ausländischen Gelehrten an die Effizienz des Instituts, wenn sie sich wünschen, daß sich seine Arbeit auch der Zeitgeschichte anderer Staaten zuwende. So wenn Alfred Grosser, der den Band mit dem Beitrag »Zeitgeschichte als Geschichte unserer Zeit« eröffnet,<sup>5</sup> gleich als erste Frage nennt: »Muß Zeitgeschichte wirklich deutsche Zeitgeschichte bleiben?« Wenn man schon nicht die ganze Welt erforschen könne, so solle man doch »wenigstens zum Vergleich übergehen«, denn wie anders wolle man »die deutsche Entwicklung in ihrer Besonderheit oder in ihrer Normalität« verstehen? Daß dieser Mangel gar nicht so sehr in den Veröffentlichungen des Instituts, aber in einer ganzen Reihe anderer Arbeiten zur Selbstkritik der deutschen Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sich in vielfachem Absehen von der jeweils zeitgeschichtlichen Situation und entsprechenden oder abweichenden Erscheinungen in andern europäischen Ländern nachteilig ausgewirkt hat, ist bekannt. In die gleiche Kerbe schlägt Hellmut Becker, Direktor des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung in Berlin, der über das Arbeitsprogramm des IfZ vor 25 Jahren berichtet<sup>6</sup> und über den damaligen Hauptauftrag: Quellensicherung und Sammlung, vorbereitende eigene Forschung, um »eine umfassende wissenschaftliche Darstellung der national-

<sup>5</sup> S. 6–9.    <sup>6</sup> S. 25–29.



sozialistischen Zeit (–sagen wir ruhig, die Darstellung, wie man sich das wohl vorstellte–) vorzubereiten. Becker sieht deutlich, jetzt und für die Zukunft, Aufgaben des Instituts, »deren Lösung für die Entfaltung eines übernationalen Horizonts gerade in einem Land nötig sind, das die Aufklärung als historische Periode nur verzerrt erfahren hat«.

Die Gefahr einer Einengung auf die deutsche und nur-deutsche Problematik, eines thematischen Vertrocknens, eines Übergangs in ein Verwaltungsinstitut für Informationen zur Geschichte des Nationalsozialismus, sie wird natürlich vom Institut selbst und den ihm nahestehenden Ratgebern gesehen – sie brauchen darüber keine Belehrung und denken selbst darüber nach. Aber für kollegiale Hilfe und Anregung zur Erweiterung des Repertoires oder der Arbeitsgrundlagen wird man gewiß immer offen sein, und Partner werden sich angesichts der großen Ausstrahlung des Instituts stets finden.<sup>7</sup> Auch die deutschen historischen Auslandsinstitute, das darf hier bemerkt werden, können und wollen solche Partner sein. Andererseits können die Kontakte des IfZ zu zahlreichen ausländischen Kollegen, die sich für Deutschland interessieren, den direkten Weg zu deutschen Arbeiten in anderen Ländern ebnen helfen. Nennen wir für diese Notwendigkeit hier nur ein Beispiel – Frankreich. Es genügt sicher nicht, wie es in einem Beitrag mit Recht moniert wird, sich mit diesem Lande nur dann zu befassen, wenn von seiner »Deutschland-Politik« die Rede ist.<sup>8</sup> Auch ist kaum zu leugnen, daß insgesamt die deutsche Beschäftigung mit französischer Zeitgeschichte lange Zeit defizitär war. Hier sei jedoch gleich einschränkend angemerkt, daß bei Nachprüfung sich ergibt, wieviel besser die Bilanz des Instituts, mit französischen Rednern bei seinen Veranstaltungen<sup>9</sup> und mit Beiträgen zu französischen Themen in den »Vierteljahresheften für Zeitgeschichte«, im Vergleich zu manchen anderen deutschen historischen Instituten bzw. Zeitschriften ist. Mit anderen Worten, das Institut tut seit geraumer Zeit, was in seinen Kräften steht, und muß sich andererseits davor hüten, sich zu verzetteln.

Man darf auch nicht übersehen, daß mit der zwar mehr als fragwürdigen, aber nun einmal zentralen Rolle, die Deutschland in einigen Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts gespielt hat, »das deutsche Thema . . . ein Kapitel der Weltgeschichte geworden (war)«, wie Burghard Freudenfeld, Direktor des Instituts der deutschen Wirtschaft, Köln, in Erinnerung bringt.<sup>10</sup> Dieses Thema wurde darum auch in andern »unmittelbar betroffenen Ländern als nicht minder bedeutsame Aufgabe der Durchdringung und Bewältigung verstanden«. Durch sein »deutsches« Thema wurde das IfZ »international«, wichtig für viele andere, wie das ganz reizend Alan S. Milward, University of Manchester, beschreibt, wenn er die Pioniertätigkeit des Münchner Instituts aus

<sup>7</sup> Hans W. GATZKE meint, unter dem Titel »Zu selbstgenügsam?«, S. 89–91 u. a.: »Manchmal hat man so etwas das Gefühl, daß das Institut (mit Ausnahme der Vierteljahreshefte) ein wenig zu selbstgenügsam oder exklusiv sei; d. h. daß es seine Hauptaufgabe mehr in der Förderung der Forschungsarbeiten seiner ständigen Mitarbeiter, als in der Zusammenarbeit mit Historikern außerhalb des Hauses sieht.« Gewiß ist zuviel »Korpsgeist« ebenso gefährlich wie zuwenig, aber wir haben nicht den Eindruck, daß im IfZ ein akuter Fall von Selbstgenügsamkeit vorliegt – die Jubiläumsschrift spricht jedenfalls eindeutig dagegen.

<sup>8</sup> GROSSER, S. 6, auch in bezug auf Großbritannien und die U.S.A.

<sup>9</sup> Vgl. in der Anm. 2 genannten Chronik, S. 109, 110, 116.

<sup>10</sup> Burghard FREUDENFELD, Vom Auftrag der Zeitgeschichte, S. 56–59.



britischer Sicht beurteilt, in einem Lande, dessen Universitäten einer Ausbildung in Zeitgeschichte zunächst verschlossen blieben.<sup>11</sup> Zusammenfassend läßt sich zum Dilemma spezialistisches Gewicht, aber Einengung, Offenheit für umfassende Betrachtungsweise, aber Verzettelung, vielleicht folgendes sagen: Es ist evident, daß bis zu einem gewissen Grade, und schon gar für die Erschließung der Quellen, Arbeitsteilung und höchste Spezialisierung unentbehrlich sind, daß es vernünftig ist, wenn das IfZ sich da, wo es sich schon hundertfach bewährt hat, auch weiterhin eine Hauptaufgabe stellt: Depositar, Bibliograph, führender Mit-Organisator der Forschung zum NS-Deutschland zu sein, insoweit auch internationales Forschungszentrum für ausländische Forscher, die zur NS-Zeit arbeiten, und für die es ein »Mekka der Zeitgeschichtsforscher«<sup>12</sup> ist, so, daß Japaner<sup>13</sup> wie alle andern eben dort kontrollieren können, ob ihre Ermittlungen zu jener unseligen Zeit deutscher Geschichte vollständig, zutreffend und abgesichert sind. Das alles ist bereits sehr viel, an geleisteter und zu leistender Arbeit, und an schon erreichtem Verdienst. Und dennoch kann es nicht genügen – von dem Problem einer noch stärkeren Verklammerung mit außerdeutschen Quellen und Forschung zu außerdeutscher Geschichte einmal abgesehen. Es kann nicht genügen, weil die NS-Zeit notwendig und unaufhaltsam weiter zurückliegende Vergangenheit wird, Zeitgeschichte aber weiter rückt und mit ihren neuen Zeitabschnitten, seit 1945, seit den 60er Jahren, etc., methodisch von darin erfahrenen Kräften bearbeitet und erforscht werden will. Hier »droht« eine immer stärker werdende Spannung zwischen der ursprünglichen Hauptaufgabe des IfZ und seiner schon jetzt und erst recht in Zukunft gebieterisch sich aufdrängenden neuen und andersartigen Tätigkeit. Von diesem Interessenkonflikt in einer ganz spezifischen Bedeutung des Wortes ist an vielen Stellen des Buches, offen oder verdeckt, die Rede. Die Verantwortlichen sollten nicht zuviel Zeit verlieren, um eine Lösung zu finden, die dem Institut das eine gibt, ohne ihm das andere zu nehmen. Eine Groß-Sektion »Erforschung des Nationalsozialismus und seiner Konsequenzen« wird sich relativ verselbständigen müssen, als eine historische und nicht mehr zeitgeschichtliche Sektion, mit ihrem eigenen Archiv. Der fortschreitenden deutschen und europäischen Zeitgeschichte werden andere Sektionen zuzuordnen sein, schließlich in eigenen Gebäuden, die sich nicht notwendig alle in München befinden müssen – weiter wollen wir in unseren Vermutungen nicht gehen, die nur andeuten wollen, daß es eine Sprengkraft des historischen Gegenstands und der ihm zugeordneten Materialmassen und Arbeit gibt, der niemand entrinnen kann. Entlastung kann und sollte überdies von anderen Instituten, z. B. an deutschen Universitäten, kommen. Das bisher einzige Groß-Institut zur Erforschung der Zeitgeschichte kann von seiner gar nicht angestrebten Monopolstellung befreit werden, wenn sie zur Belastung wird. Arbeitsteilung wie »Konkurrenz« sind gleich wertvoll. Sie würde nichts ändern am Rang des IfZ und an dem Dank, den wir ihm schulden. Forschungsorganisation soll ja nicht zur Forschungsverhinderung, sondern zur Forschungsförderung, zur Verbreiterung und zur Vertiefung der wissenschaftlichen Arbeit führen, und in ihr wird dieses »Mutterinstitut« der

<sup>11</sup> Alan S. MILWARD, *Now as available as pornography . . .*, S. 92–94.

<sup>12</sup> Zitat eines ausländischen Kollegen durch Werner JOCHMANN, *Gefahren des Managements – eine freundschaftliche Warnung*, S. 101–104.

<sup>13</sup> Okio MURASE, *Einige Eindrücke und einige Wünsche*, S. 85–88.



Zeitgeschichtsforschung in Deutschland seine zentrale Stellung leicht behaupten können.

Doch sei es uns zunächst einmal vergönnt, uns an dem zu erfreuen, was wir schon haben (und dazu bietet dieses Jubiläum den besten Anlaß): Ein Institut, das eine nicht mehr aus der internationalen Forschung wegzudenkende Zeitschrift herausgibt, eine kaum noch zu überblickende Fülle von Monographien veröffentlicht hat und laufend veröffentlicht, das nicht nur hervorragende Mitarbeiter hat, sondern auch Mitarbeiter mit Humor! Ist es »unseriös«, davon zu sprechen? Ich glaube im Gegenteil, daß eher humorlose Historiker letztlich unseriös sind, und daß die jetzt zu besprechende Seite des »Statt einer Festschrift« herausgegebenen Jubiläumsbandes der sicherste Beweis dafür ist, wie wenig die unermüdliche Quellenarbeit diese »Spezialisten« dazu geführt hat, humorlos und stumpfsinnig zu werden. Welche Freude z. B., in den »Veröffentlichungen über das Institut für Zeitgeschichte«<sup>14</sup> das volle Titelzitat zu finden von: »HÖPFNER, Joachim, Das Institut für Zeitgeschichte in München und seine Arbeit im Dienste der militärisch-klerikalen Herrschaft des westdeutschen Imperialismus, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 7 (1959) S. 346–367.« Keine Parodie könnte den Glanz dieses Zitats erreichen, mit dem allein das IfZ sich seiner Verächter gebührend erwehrt. Wie köstlich der Beitrag von Hans Buchheim »Die Entmythologisierung der Wissenschaft. Zur Organisationssoziologie der zeitgeschichtlichen Forschung in München unter besonderer Berücksichtigung des Bürokratieproblems«.<sup>15</sup> Also doch ein »richtiger«, gelehrter Festschrift-Beitrag, aber aufgelöst in Ironie, Scherz und Satire und – selbstverständlich, denn das unterscheidet den Humor von der Bierzeitung – mit unaufdringlicher Aufforderung zum Nachdenken, zur eigenen Nachdenklichkeit. Nirgends wurde bisher besser wissenschaftssoziologisch der Unterschied zwischen bloßem Büro (mit dem sich ein Institutsmitarbeiter zufrieden geben muß) und Seminar, zwischen eben diesem Mitarbeiter und einem Professor beschrieben. Der letztere ist, par définition, Alleswischer, also darf er sich nicht einmal erkundigen, weil er doch sonst eingestehen müßte, nicht alles zu wissen. Wie wahr der Unterschied zwischen dem Mitarbeiter, über dessen Bürostunden der »Chef« wacht, und dem Professor, der »sich selbst Chef« ist. Dies alles ist natürlich nur möglich, und witzig, weil der Autor inzwischen längst selbst »unversehens Professor wurde«, wie er in der Vorbemerkung gesteht. Was das Nachdenkenswerte angeht, so können wir nur raten, selbst zu lesen und dann selbst zu denken.

Humorvoll und, dem Gegenstand angemessen, oft bitter-herb, ist auch der Beitrag von Hans-Dietrich Loock »War's so? Erinnerungen an die Entstehung der Zeitgeschichte«,<sup>16</sup> mit prachtvollem Doppel- und Hintersinn schon des Titels. Distanz soll

<sup>14</sup> S. 119.

<sup>15</sup> S. 15–19.

<sup>16</sup> S. 38–54, in Umfang und Stellung im Bande ein Kernstück des Buchs, S. 43 könnte der Eindruck entstehen, als sei das Überleben der Katastrophe eine Schuld, zumindest für eine bestimmte bürgerliche Schicht, wenn von Orten die Rede ist, »wo durch Kriegseinwirkung kein Bleistift vom Schreibtisch gefallen und keine Nippesfigur aus dem Vertiko gekippt war.« Eine Schuld ist es nur da, wo es mit Dünkel und Gedankenlosigkeit einherging; das hat Vf. sicher gemeint. – LOOCK kokettiert etwas mit Ausdrücken wie »Politesse«, »ordentlich« und »unordentlich« – aber eben seine durch Erfahrungen verstärkte Sensibilität (S. 39: »Wir waren ja damals noch outcasts, von der Universitätswissenschaft gemieden oder doch mit Besorgnis betrachtet«) ermöglicht ihm eine lesenswerte Analyse der »Innenseite« der Institutsarbeit.



man haben, wenn man Historiker sein will – aber darf man wirklich Distanz haben, darf man das Erlebte vergessen, ist »Verarbeiten« ein Weg zur Wahrheit? In diesem Kontext der wiederum in doppeltem Sinne »treffende« Satz: »Historiker haben es mit der Zeit zu tun und haben eine ungewöhnliche Virtuosität entwickelt, stets mit ihr zu gehen.«<sup>17</sup> Nur die Historiker, nur die deutschen? Es bleibt, daß wir vielleicht weniger Distanz zum Geschehen benötigen, als Distanz von einer gewissen Art, Geschichte zu schreiben. Unleugbar leben wir in einer Wissenschaftsperiode, die in der historischen Produktion der beiden letzten Jahrhunderte mehr Legenden findet als in der früher herablassend auf ihre Legenden durchsuchten fernerer Vergangenheit.

Der Einbruch des Mikrofilms in die Zeitgeschichte wird von Loock dokumentarisch festgehalten, »wir waren plötzlich . . . kleine Laokoons im Kampf mit Mikrofilmrollen.«<sup>18</sup> Welche Moral bleibt schließlich nach all der Arbeit, viel Einsicht, viel Vergeblichkeit, manches Gelingen? Seine Wissenschaft, das erkennt der Mitarbeiter, ist »nur ein ordentliches Handwerk«<sup>19</sup> – außer für jene Wissenschaftsgläubigen, die sich im IfZ ihre Absolution holen wollen und zum Albtraum der Mitglieder werden. Stolz kann Loock feststellen, daß diese Mitglieder heute in der Universitätswissenschaft in aller Welt anerkannte Partner sind, »sogar in Deutschland«.<sup>20</sup> Unnötige Bitterkeit? Ich glaube nicht. Von der lange währenden »Skepsis der Fakultäten«, aber auch der Zurückhaltung mancher politischen und administrativen Instanzen weiß Burghard Freudenfeld in seinem Beitrag zu berichten. Und er fragt nach der politischen Wirkung des Instituts, überhaupt nach der Auswirkung der Institutsarbeit, etwa im pädagogischen Bereich.<sup>21</sup> Er kommt zu dem Ergebnis, daß zeitgeschichtliche Arbeit aus ihrem eminent politischen Zusammenhang nicht herausgelöst werden kann und bemerkt sehr richtig, »sie erfüllt diesen Zweck auch dort, wo sie sich ihn gar nicht setzt.«<sup>22</sup> Gerade dort, möchten wir meinen. Wir haben darum auch Reserven anzumelden gegenüber der etwas apostelhaften Art, in der Karl-Heinz Janssen<sup>23</sup> dem Institut klar macht, es sei »ein meinungsbildendes Organ«, auch wenn das den Wissenschaftlern nicht behage. Er plädiert für mehr Öffentlichkeitsarbeit und lobt, daß das IfZ jetzt einen Pressedienst habe. »Es geht nicht mehr ohne dauernde Tuchfühlung zur Publizistik, die allein die Erträge aus den wissenschaftlichen Scheuern umsetzen kann in allgemein verständliche Aufklärung. »Es ist nicht falsch, was er sagt, aber es ist outriert. Als hätten wir keine Journalisten, die Geschichte und/oder Politikwissenschaft studiert haben und beruflich das im Institut Erarbeitete verarbeiten und weitergeben, und all die vielen andern, die wissen, daß es ein Institut für Zeitgeschichte gibt. Lassen wir ihnen die Entdeckerfreuden, und lassen den Mitarbeitern die ihren – die wissenschaftlichen; nicht jeder Produzent kann seine Ware auch selbst verhökern. Austausch mit der wissenschaftlichen und gebildeten politischen Welt – der geschieht ja überreich durch die Zeitschrift und die selbständigen Veröffentlichungen.

Anders liegen die Dinge, wenn der Journalist selbst »Produzent«, d. h. hier Zeithi-

<sup>17</sup> Ebda., S. 40.

<sup>18</sup> S. 43.

<sup>19</sup> S. 51.

<sup>20</sup> S. 53.

<sup>21</sup> S. 56, vgl. auch das Zitat oben Anm. 16.

<sup>22</sup> Ebda., S. 58.

<sup>23</sup> K.-H. JANSSEN, Was ist zu tun?, S. 60–62.



storiker ist. Hier geben wir Janssen uneingeschränkt recht, daß es leider in Deutschland noch nicht selbstverständlich ist wie in den Vereinigten Staaten, im Journalisten, der qualifiziert Gegenwartsgeschichte betreibt, Material ermittelt, das oft dem Historiker kaum zugänglich ist, einen ebenbürtigen Partner zu sehen, daß es an »Gedankenaustausch und . . . Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und Publizistik, zwischen Wissenschaft und Politik, zwischen Wissenschaft und Wirtschaft« noch fehlt. Auch Grosser kritisiert den »Standesdünkel der Akademiker«, der sie hindere, den dokumentarischen Wert eines »Journalistenbuchs« richtig zu würdigen.<sup>24</sup> Es ist in der Tat höchst wünschenswert, daß es bald auch bei uns Bücher gibt, die von einem Zeithistoriker und einem Journalisten, jenem anderen Zeithistoriker, gemeinsam geschrieben werden.

Weniger vermögen wir Grosser da zu folgen, wo er etwas herablassend von den »vielen, manchmal guten, oft sehr unwesentlichen deutschen Büchern über Teheran, Yalta und Potsdam, über die ganz genaue Geschichte des Statuts von Berlin, usw.«,<sup>25</sup> spricht. Hier sollte wohl etwas schärfer, und fairer, geschieden werden zwischen schwachen oder gar unnötigen Arbeiten, die zur Zeitgeschichte heute in allen Ländern in Fülle erscheinen, und jener nun einmal nicht nur für den Forscher, sondern sogar für den Leser zuweilen mühseligen Grundlagenarbeit, die getan werden muß und auf die das Institut für Zeitgeschichte mit dem ruhigen Selbstbewußtsein der erfüllten Pflicht schauen darf: »das ordentliche Handwerk« wie wir es, ebenso bescheiden wie selbstbewußt, ausgesprochen sahen. Gewiß sind impressionistische Bilder eines Dörfchens an der Seine berühmter als die Häuser, die auf ihnen erkennbar sind – aber es bleibt, eben auf einer ganz anderen Ebene, wichtig, Häuser zu bauen und in ihnen zu wohnen. Forschung dieser Art ist Arbeit, die andern die Häuser erbaut, in denen sie wohnen können, die ihnen erlaubt, die Bücher zu schreiben, auf die sie dann mit Recht stolz sind.

Daß neben und vor der etwas schwerfälligen »Nach-Forschung« intelligente, gut informierte zeit- und gegenwartsgeschichtliche Analysen gar nicht früh genug geschrieben werden können, darin sind wir mit Grosser ganz einig. Gerade ihm verdanken wir solche Werke, die Zeitgeschichte nicht nur darstellen, sondern durch ihre frühzeitige und genaue Information und Deutung, ihre Wirkung auf zahlreiche Leser Gegenwartsgeschichte mitgestalten helfen.

Mancher hat endlich schon beklagt, der ganz große historiographische Atem habe in Deutschland seit Kriegsende noch nicht geweht. Wir bestreiten es nicht, daß man sich die »Meisterwerke« nicht von Hand zu Hand reicht – obgleich meisterhaftes geschrieben wurde, von Bracher, Buchheim, Jäckel, Broszat, um nur einige Namen zu nennen. Eine Generation von Erschütterten, die unendliche Suche nach dem Begreifen des Unbegreiflichen, das war keine Stimmung, kein Nährboden für »Meisterwerke«. Daß aber das IfZ ein Teil jener nüchternen Generation gewesen ist, die in Deutschland eine demokratische Republik errichten und mit Leben zu erfüllen half, und daß in ihm in diesen 25 Jahren eine Schule herangewachsen ist, die reif ist, Deutschland und Europa bei der Gewinnung einer Orientation behilflich zu sein, davon zeugt der Band, den wir hier besprachen, und das bisherige Oeuvre des Instituts, dem wir ein gutes zweites Vierteljahrhundert wünschen.

<sup>24</sup> S. 7f.

<sup>25</sup> Ebda., S. 8.